

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 40 (1925)

Artikel: Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz : 1798-1848
Autor: Wechlin, H.E.
Kapitel: II: Heinrich Zschokke und Heinrich Remigius Sauerländer
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-44570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II. Heinrich Zschokke und Heinrich Remigius Sauerländer.

Wenn wir mit Heinrich Zschokke auch Heinrich Remigius Sauerländer in einem besondern Abschnitte betrachten und behandeln, dann geschieht es deshalb, weil diese zwei Männer gewissermaßen eine geistige Einheit darstellen, weil einer den andern ergänzt. Durch sie wurde der Aargau Mittelpunkt liberaler Presseerzeugnisse, durch sie zum größten Teil Aarau ein Zentrum, an welchem sich eine Zeitlang hervorragende Persönlichkeiten verschiedenster Art trafen, sich gegenseitig beeinflussten und befruchteten. Von diesem Geisteszentrum aus gingen denn auch die Strahlen in die verschiedensten Teile der Schweiz, ja sogar der umliegenden Länder, so daß zu gewissen Epochen die Augen der Kulturwelt nach dem Aargau gerichtet waren.

Johann Heinrich Zschokke¹ stammt aus Magdeburg, wo er am 22. März 1771 zur Welt kam. Die Herkunft des Namens ist dunkel; wahrscheinlich hatte er aber slawisches Blut in seinen Adern. Sieben Wochen alt verliert er die Mutter, mit 8 Jahren den Vater. Für die Schulbank hat er kein Sitzleder. Er geht auch nicht gerne in die Kirche, besitzt aber ausgesprochenes religiöses Gefühl; besonders der Konfirmandenunterricht macht gewaltigen Eindruck auf ihn. In der Altstadt, wo er das Gymnasium besucht, ist er beim Rektor untergebracht. Das ist insofern von Wichtigkeit, als er bei diesem seinen Lesehunger befriedigen kann. Er verschlingt wahllos die Schriften von Plato, Plutarch, Albertus Magnus, Swedenborg, Ossian, Shakespeare und Schiller. Aus diesen Werken macht er Auszüge. Wegen irgend einer Lehrerschikane wird er 1788 aus der Schule entlassen. Er verläßt die Heimatstadt

¹ a) U. D. B. Bd. 45. S. 449/465. b) Karl Gödefe, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. X. Bd. S. 58/60. c) H. Zschokke, eine Selbstschau. d) J. K. Bär. Heinrich Zschokke. Sein Leben und sein Wirken, nach seiner Selbstschau, seinen Werken und mündlichen Mitteilungen. (Galerie berühmter Schweizer. Herausgegeben von Schweiz. Männern). e) Karl Günther. Heinrich Zschokke bis zu seinem Eintritt in die Schweiz Aarau 1917. f) E. Trösch. J. K. Lavater, H. Zschokke und die helvet. Revolution. Diss. Bern 1911. g) Curt Wuest. Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. Diss. Bern 1910.

und wird in Schwerin beim Hofbuchdrucker Hauslehrer. Bei diesem übernimmt er freiwillig das Amt eines Korrektors in der Druckerei und entwirft den Plan zu einer Zeitschrift, der „Monatsschrift von und für Mecklenburg“ (1788—1801). Ihn aber reizt das Leben und Erleben. Er wird Theaterdichter und Schauspieler beim Theaterdirektor Bergheim. Das unsittliche Leben der Schauspieler stößt ihn ab und wieder tritt eine innere Reaktion bei ihm ein, indem er den Entschluß faßt, sich dem Theologiestudium zu widmen. Autodidaktisch bereitet er sich zum Hochschulstudium vor. Durch zwei Juden wird er in den Mosaismus und Talmudismus eingeführt. — 1790 treffen wir Ischoffe als Theologiestudenten an der Universität Frankfurt an der Oder. Theologiestudent war Ischoffe im weitesten Sinne des Wortes, denn als er immatrikuliert wurde, hätte er sich in seinem Wissensdrang am liebsten in allen Fakultäten zugleich eintragen lassen und erst die freundliche Aufforderung des Rektors, ließ ihn sich für eine bestimmte, für die theologische entschließen. Dieser Zug ist auch für sein späteres Leben typisch. Ischoffe hat sich sozusagen auf allen Gebieten menschlichen Wissens getummelt, und dies war vielleicht auch der Grund, weshalb dieser hochbegabte Mensch nirgends etwas Hervorragendes, sondern nur Stückwerk geleistet hat. Neben den theologischen Vorlesungen hörte er hauptsächlich juristische und philosophische Kollegien. Eine venetianische Anekdote wird zu einem Drama „Abellino, der große Bandit“² ausgearbeitet. Dieses Stück erlebte einen großen Bühnenerfolg und noch später, als der Dichter es schon längst belächelte, machte man ihm schmeichelhafte Komplimente darüber. — Im Jahre 1792, also mit 22 Jahren, wurde er Doktor der Philosophie in Frankfurt an der Oder und bestand zur gleichen Zeit in Küstrin das theologische Examen. Für kurze Zeit geht er in seine Heimatstadt Magdeburg, wo er durch seine Predigten sich Ansehen erwarb. Im Herbst gleichen Jahres kehrt er aber nach Frankfurt zurück und läßt sich daselbst als Privatdozent für Philosophie nieder. Drei Jahre lang hält er Vorlesungen über Naturrecht, Welt- und Kirchengeschichte, Ästhetik und Moralphilosophie. Was seine Weltanschauung anbetrifft, so will er nicht Calvinist, nicht Lutheraner, nicht Grieche, nicht Katholik sein, sondern Christ. — Neben seinen Vorlesungen betätigt er sich journalistisch. Wie ihn der Zufall in Schwerin in das Haus des Verlegers Bärensprung geführt hatte, so machte er

² „Abellino der große Bandit“ Frankfurt a. O. 1795.

auch in Frankfurt die Bekanntschaft zweier Verleger, Kunze und Apitz, welche seine Freunde wurden. In den bei Apitz verlegten „Frankfurter-Ephemeriden für deutsche Weltbürger“ erschienen von Zschokke die „Schicksale, welche der Invalide Krapp in seiner Gefangenschaft und auf der Flucht aus seinem Gefängnisse aus Nordamerika erduldet hatte.“ Die „Ephemeriden“ wurden 1794 durch das „literarische Pantheon“ abgelöst. — Da Zschokke sich mit seiner Stellung als Privatdozent nicht begnügte, aber ein Gesuch an den König um eine außerordentliche Professur für Philosophie abschlägig beantwortet wurde (weil die Universitätskasse nicht am besten dran sei), verläßt er im Jahre 1795 die Stadt Frankfurt. Sein Reiseziel ist die Schweiz, das Land der Freiheit, wonach schon die Sehnsucht des Jünglings sich gerichtet hatte. Er betritt sie bei Schaffhausen zum ersten Male. Sein Weg führt ihn zunächst nach Einsiedeln. Unterwegs ist er Zeuge des Stäfenerhandels und trifft in Zürich mit Pestalozzi zusammen. Von hier aus unternimmt er eine Reise nach Paris. Der dortige Aufenthalt enttäuscht ihn sehr. Paris nennt er eine Stadt voll „glänzenden Elendes und elenden Glanzes.“ In die Schweiz zurückgekehrt, hat er die Absicht, seinem Wandertriebe folgend, Italien aufzusuchen. Auf dem Wege dorthin, tritt aber in Chur ein Wendepunkt in seinem Leben ein, und von nun an sollte er der Schweiz angehören und ihr dienen. Er wird mit dem Dichter G. v. Salis-Seewis und mit Johann Baptist v. Tscharner bekannt; zugleich trifft er seinen Landsmann Johann Peter Nefemann an. Dieser ist Leiter des von Tscharner gegründeten Philanthropinums in Reichenau (früher in Marschlins). Diese Anstalt wurde nach Basadow'schen Grundsätzen geleitet, litt aber unter dem Unsegen der politischen Parteien. Im Dezember 1796 wird Zschokke Leiter der Anstalt. Er hebt dieselbe in die Höhe, indem er sie dem politischen Einflusse entzieht. Er sucht sowohl mit der französischen, als auch mit der österreichischen Partei in gutem Einklang zu stehen. Er gibt ein „Lesebuch für die bündnerische Schuljugend“ heraus und weiß sich in maßgebenden Kreisen einen guten Namen zu verschaffen. Die Zahl der Zöglinge nimmt monatlich zu. Unter Zschokkes Lehrern befand sich Louis Philipp von Orléans. Wir haben also hier ein Beispiel, wie deutsches und fränkisches Wesen an der Erziehung der Jugend zusammenarbeitete und Stapfers Idee, von der wir in der Einleitung sprachen, hier im Kleinen ihre Verwirklichung fand. — Mit der Zeit aber beteiligte sich Zschokke außerhalb der Schule am politischen Leben, indem er den „Merkur-

Hochrhätien“ redigierte. Darin wurde der Anschluß Graubündens an Helvetien befürwortet, was soviel wie ein Angriff auf die österreichische Partei bedeutete. Als 1798 die Revolution ausbrach, nahmen die Eltern ihre Söhne aus der Anstalt. Zschokkes Schrift „Kinder verlaßt die braven Schweizer nicht“ machte ihn erst recht bei der österreichischen Partei verhaßt, und als Bünden den Eintritt in die helvetische Republik ablehnt, muß er als „Patriot“ aus dem Lande fliehen, mit ihm Tscharner und Salis-Seewis. Sein Einstehen für die helvetische Sache sollte ihn aber noch enger mit dem Schicksal der Schweiz verbinden. Durch seine „Geschichte der drei Bünde im hohen Rhätien“ hatte er bereits die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich gezogen. So wird er mit Tscharner zusammen nach Aarau und später nach Luzern als Abgeordneter der bündnerischen Minderheit gesandt. Und wieder tritt eine entscheidende Wendung für ihn ein. In Aarau lernt er nämlich durch Pestalozzi auch Usteri, Rengger und Stapfer kennen. Stapfer als Minister der Künste und Wissenschaften zieht ihn in seinen Dienst. Vom 1. November 1798 bis 14. Mai 1799 ist Zschokke auf dessen Bureau für Nationalkultur sein Sekretär. — Zschokke, eine geborene Journalistennatur, hatte bereits am 1. Oktober 1798 seinen „aufrichtigen und wohlverfahrenden Schweizerboten“ zum erstenmale erscheinen lassen. Dieser Zeitung war als Fortsetzung des „helvetischen Volksblattes“ gedacht, dessen Redaktor Heinrich Pestalozzi gewesen war. Letztere Zeitung war Regierungsblatt gewesen, und gerade deshalb nicht in die Höhe gekommen, weil das Volk kein Vertrauen zu ihm hatte. Daß aber Zschokke Pestalozzi aus seiner Stellung als Redaktor verdrängt habe, wie Curt Wüest in seiner Dissertation Seite 40 behauptet, scheint mir durchaus nicht bewiesen. Denn Heinrich Geßner, der Verleger des helvetischen Volksblattes, schreibt am 8. August 1798 an Stapfer über die Wahl des Redaktors für jenes Blatt: „Ob mein Freund Pestalozz (meiner herzlichsten Liebe und Freundschaft für ihn ohnbeschadet) so eigentlich für die genaue Besorgung der Details eines Redaktors taugte, daran zweifle ich etwas stark.“ Trotzdem wählte Stapfer Pestalozzi zum Redaktor des helvetischen Volksblattes. Pestalozzi bewährte sich aber als solcher nicht.³ Zschokkes „Schweizerbote“ dagegen erfreute sich bald einer großen Beliebtheit und wurde sehr gelesen (bis 3000 Abonnenten), da er äußerst populär geschrieben war. Allerdings litt das Blatt an

³ Ma pe. S. 3:3/24.

verschiedenen Unterbrechungen und wurde erst 1804 in Aarau wieder aufgenommen, um dann ein langes Leben zu fristen. — Zur gleichen Zeit ist Zschokke auch Herausgeber des „helvetischen Genius“ (1799) und der „helvetischen Zeitung“ (1799), dem offiziellen Regierungsorgan, beides Blätter, die nur von kurzer Dauer waren. Überall tritt er mit gleicher Kraft für seine Ideale der Freiheit und Unabhängigkeit ein. Die Helvetik besaß in dem Journalisten und Staatsmann Heinrich Zschokke deshalb tatsächlich eine nicht unbedeutende Stütze. Im Staatsmann insofern, als Zschokke hintereinander zunächst als Statthalter im Distrikt Stans, dann als Regierungskommissär des Kantons Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und in gleicher Funktion in den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona, an welchen Orten durch die Franzosen alles auf den Kopf gestellt worden war, sich als kluger, hilfsbereiter Mann und als glänzender Organisator erwies. In Stans hat sich Zschokke allerdings nicht edel gegen Pestalozzi benommen, indem er sich der Rückkehr in sein Waisenhaus widersetzte. Nur glauben wir, darf man nicht wieder, wie es Wuest tut (Seite 52—54) diesen Umstand allein auf Zschokkes schlechten Charakter zurückführen, sondern muß eben auch verstehen, daß der Praktikus Zschokke wieder Angst hatte, daß der Theoretiker Pestalozzi in praxi versagen würde. Daß auch Zschokke nicht imstand war, die Anstalt weiter zu führen, ist eine Sache für sich. Ob nun aber das Ende des pestalozzischen Liebeswerkes rein auf sein Schuldkonto zu buchen ist, oder ob dabei nicht andere entscheidende Faktoren von Einfluß waren, dürfte etwas besser untersucht werden, als es Curt Wuest tut. — Im Oktober 1800 hatte Zschokke als Regierungsstatthalter die Gährung des Volkes in Baselland zu beschwichtigen. Hier zeigte er sich vor allem als kluger Vermittler, der aber nicht bloß Diplomat war, sondern sich auch dahin wagte, wo ihm Gefahr drohte und selbst sein Leben auf dem Spiele stand. Als am 28. Oktober 1801 die unitaristische Partei zu Fall gebracht wurde, da gab auch Zschokke seine Stellung als Regierungsstatthalter auf. Den Winter 1801/2 bringt er in Bern zu im Verkehr mit Heinrich von Kleist, Ludwig Wieland, dem Sohne des großen Dichters und Heinrich Geßner, dem Sohne des Idyllendichters. Um einen französischen Kupferstich „la cruche cassée“ entsteht ein Wettstreit, worüber Wieland eine Satire, Kleist ein Lustspiel und Zschokke eine Erzählung dichten sollte. Kleist und Zschokke lösten die Aufgabe im „Zerbrochenen Krug.“ — Im Frühling 1802 reist Zschokke mit Kleist und Wieland nach Aarau. Leider wissen

wir nichts genaueres über diesen Aufenthalt in Bezug auf Kleist, sondern müssen uns einfach mit der Tatsache abgeben, daß dieser in Aarau war. Ischoffe bezog das Schloß Biberstein und ließ sich damit dauernd in der Aarestadt nieder. Nanny Müssperli wurde seine Frau und machte ihm die zweite Heimat um so lieber. Hier lag ihm vor allem am Herzen, eine gesunde Lektüre für das Volk zu schaffen und auch die gebildete Klasse auf eine edle Unterhaltung hin zu lenken. Indes befand sich in Aarau nur eine kleine Buchdruckerei. Ischoffe, der sich eine stattliche Buchhandlung in der Nähe wünschte, sah sich nach einem geeigneten Manne um, der imstande wäre, eine solche zu gründen und zum Blühen zu bringen.

Er fand diesen Mann in Heinrich Remigius Sauerländer, welcher der Schöpfer der noch heute wohl bekannten Verlagsbuchhandlung Sauerländer in Aarau werden sollte.⁴ H. R. Sauerländers Leben bis zu seinem Eintreffen in Aarau, war viel einfacher und weniger erlebnisreich, als dasjenige Ischoffes. 1776 kam er in Frankfurt am Main als Sohn des Buchdruckereibesitzers Johann Christian Sauerländer auf die Welt. Die Familie war ursprünglich in Erfurt ansässig. Von dort wurde das Geschlecht durch einen Sohn nach Frankfurt am Main versetzt. Dessen Enkel nun ist Heinrich Remigius.⁵ Dieser besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, durfte aber nicht nach seinem Wunsche die Universität beziehen, sondern mußte im Geschäfte seines Vaters eine Lehrzeit als Buchdrucker durchmachen. Mehr als diese erste sagte ihm eine solche in einer Buchhandlung zu. Häufige Geschäftsreisen brachten ihn auch nach Paris und damit auch in den Kreis der neuen Ideen. Unter mehreren Stellen, die sich ihm zur weiteren Ausbildung darboten, wählte er diejenige in Basel aus. Dort trat er in die flick'sche Buchhandlung ein. Ursprünglich hatte er im Sinne nur kurze Zeit daselbst zu verweilen, aber die Baslerin Maria Rhyner fettete ihn an die alte RheinStadt und damit an die Schweiz. Er verheiratete sich mit ihr und wurde Teilhaber an der flick'schen Buchhandlung. Nachdem inzwischen Ischoffe in Zürich abweisende Antworten erhalten hatte, sagte ihm von Basel aus Sauerländer zu, d. h. er entschloß sich in Aarau eine filiale der Baslerischen Buchhandlung zu gründen. Abwechselnd mit flick übernahm er deren Leitung, bis dieselbe im Jahre 1805 vom

⁴ Arg. C. 1914: A. Brugger, Geschichte der Aarg. Zeitung. S. 73/74. ⁵ A. D. B. Bd. 53: Joh. David Sauerländer. S. 717.

Basler Geschäft getrennt wurde und ganz in Sauerländers Hände überging. Schon im nächsten Jahre wurde Sauerländer Bürger von Aarau. Mit Zschokke und Vater Meyer verband er sich zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen. Ein Mann voller Initiative, hatte er auch den richtigen Blick für das Großzügige. Durch seine Presseerzeugnisse erhielt der Aargau einen bekannten, ja gefürchteten Namen. Er ist deshalb durchaus kein Zufall, daß in den zwanziger Jahren die deutschen Flüchtlinge besonders Aarau als Zufluchtsstätte wählten. Hier konnten sie für ihre Ideen nicht nur mündliche, sondern auch schriftliche Propaganda treiben. Und Zschokke und Sauerländer waren sicherlich die Magnete, welche manchen unter ihnen nach Aarau zogen.

Kaum hatte Zschokke seinen Fuß auf aargauischen Boden gesetzt, so begann auch seine Tätigkeit. Die neue Mediationsregierung schenkte ihm das Staatsbürgerrecht und ernannte ihn zum Oberforst- und Bergrat. 1804 erschien sein „Schweizerbote“ wieder, 1807—1813 die „Miscellen für die neueste Weltkunde“ und als Fortsetzung die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit,“ 1808—1816 die „Stunden der Andacht,“ 1811—1827 die „Erweiterungen.“ Im Abschnitte über Zeitungen, Zeitschriften und Almanache werden wir uns damit näher zu befassen haben. — 1811 gründete er in Aarau die „Loge zur Brudertreue.“ Auf seine Anregung hin entstanden die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ und der „Lehrverein“ (siehe S. 113). Auch in der Politik spielte er eine Zeitlang eine Rolle. Nach dem Freiämter Sturm wurde ein außerordentlicher Verfassungsrat eingesetzt und Heinrich Fischer zu dessen Präsidenten, Zschokke zu dessen Vizepräsidenten ernannt. Allerdings faßte eine Versammlung dieses Verfassungsrates, die Zschokke in Abwesenheit von Fischer präsiidierte, den ebenso fatalen wie unzweideutigen Beschluß, jeden nicht geborenen Schweizer von der Bekleidung aller Staatsämter auszuschließen, wobei dieser Beschluß rückwirkende Kraft hatte. Die Folge war natürlich, daß Zschokke seinen Austritt aus dem Verfassungsrat erklärte.⁶

Uns interessiert Zschokke indes vor allem als individuelle literarische Persönlichkeit. Wir müssen dabei zum voraus betonen, daß es uns nicht darauf ankommt, welche Bedeutung Zschokke für die literarische Nachwelt hat, sondern welche Wirkungen und Einflüsse von ihm im Rahmen seiner Zeit ausgingen.

⁶ Curt Wüest, Heinrich Zschokke, Heinrich Pestalozzi und Heinrich von Kleist. S. 87.

Und diese Wirkungen waren tatsächlich außerordentliche. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiedensten Geistesrichtungen stand Zschokke in Briefverkehr, so mit Cl. von Aretin, Fellenberg, Anselm Feuerbach, Heinrich Geßner, Goethe, K. L. von Haller; J. P. Hebel, Ulrich Hegner, C. Hirzel, Alex. von Humboldt, Lavater, Sewald, Ludwig I. König von Bayern, Mathisson, Johannes von Müller, Ölsner, Ofen, Pestalozzi, Salis-Seewis, Schmeller, Troxler, Voss, Wessenberg u. a. Er war ein weitherum bekannter, berühmter, berücktigter und gefürchteter Mann. Der französische Gesandte de Moustier spricht sich in einem seiner Gesandtschaftsberichte folgendermaßen über die literarische Tätigkeit Zschokkes aus⁷: „Il a joué un rôle fort actif dans la révolution de 1798 à la suite de laquelle il a obtenu divers emplois dans le nouveau canton d'Argovie. Ecrivain hardi et doué surtout d'une fécondité extrême, il a beaucoup contribué à pervertir l'esprit de son pays Le journal intitulé le „Schweizerbote,“ rédigé par le fameux Zschokke et imprimé à Aarau par le libraire Sauerländer est depuis longtemps l'organe principal des doctrines révolutionnaires en Suisse Il est aussi le véhicule le plus puissant et le plus dangereux, parce que rédigé dans un langage presque trivial il est particulièrement destiné à corrompre le peuple et déjà il a répandu dans la plupart des cantons des semences de désordre qui pourront se développer un jour selon les criminelles intentions de son auteur.“

Mehr Gewicht können wir auf die Aussagen folgender zwei Männer legen, da dieselben auf persönlicher Kenntnis Zschokkes beruhen. Über dessen Persönlichkeit spricht sich Menzel in seinen Denkwürdigkeiten wie folgt aus⁸: „Die Kirche im Aargau hatte nirgends viel Ansehen, desto mehr die sogenannte Bildung. In dieser Beziehung hatte H. Zschokke sich nach seiner Weise bereits manches Verdienst um den Kanton erworben, indem er eine Freimaurerloge leitete und sich eifrig bei einer Gesellschaft für vaterländische Kultur betätigte. Er stand nicht in allgemeiner Achtung. Ein geborener Preuße, war er abenteuernd nach der Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wütenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des bayerischen Montgelas, sodaß sein politischer Charakter sehr

⁷ Auszug aus einem Bericht de Moustiers als Beilage zu Oderstetts Bericht vom 10. Dezember 1824: Pieth, Zur Flüchtlingshege in der Restaurationszeit. XIX. Bericht der Hist.-ant. Gesellschaft Graubünden. S. 67/68. ⁸ Me. De. S. 167.

zweideutig war. Niemand sprach ihm bedeutendes Talent und große Rührigkeit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen und er jedenfalls mehr Bildung besaß, als die regierenden Fabrikanten, so verdankte man ihm mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah.“ Und Münch spricht sein Urteil in den Worten aus: „Von besonderer Eigentümlichkeit war Heinrich Zschokke, damals (also zirka 1820) in der Blüte seines Ruhmes, als Historiker, Romancier und Publizist, Geschichtsschreiber der Bayern, Verfasser vieler herziger und sinniger Novellen; Redaktor der in ihrer Tendenz verschiedensten Blätter. . . . Zschokke gehörte als Liberaler der Lafayett'schen Schule an und war im ganzen mehr Kosmopolit als Patriot, wiewohl er den Schweizer par excellence spielte und dies in einem Grade tat, daß viele alte Schweizer es affektiert fanden. . . . Ein entschiedener Charakter war er keineswegs. Neben politischer Schwäche und persönlicher Eitelkeit ist er aber ein äußerst fruchtbarer Unreger.“⁹

Unter den zahlreichen historischen Schriften Zschokkes ragt namentlich seine „bayerische Geschichte“ hervor,¹⁰ welche in den Jahren 1813—1817 entstand und für welche er verschiedene Reisen nach Bayern unternahm, wobei er sich auch die Gunst Königs Ludwig I. erwarb. Das Werk, das die Manier Joh. von Müllers nachahmt, ist indes veraltet. Über seine „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk“ äußert er sich in seiner Selbstschau wie folgt: „Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz in einem engen Rahmen, so klar, so leicht übersehbar aufzustellen, daß sich das besondere Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen schein, und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Älbers am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten von der höheren Bedeutsamkeit ergriffen werde.“¹¹ Unter den vielen abgeordneten Schriften, welche in der Zeit der Helvetik erschienen, verdienen wohl wegen der geistreichen und unbefangenen Schilderung von Menschen und Ereignissen Zschokkes Denkwürdigkeiten und seine Schilderungen des Untergangs der Berg- und Waldkantone den ersten Rang.¹² — Zu seinen bekanntesten historischen Romanen gehört sein „Addrich im Moos“ (1824), eine Geschichte

⁹ Mü. Cr. I. S. 411. ¹⁰ f. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. S. 1079. ¹¹ Selbstschau. I. S. 287. ¹² U. von Tüllier, Geschichte der helv. Republik. I. S. XIII.

aus dem Bauernkriege in der Schweiz. Zu den gelesensten Novellen Zschokkes jener Zeit sind zu zählen: „Der Flüchtling im Jura“ und „Die Rose von Dissentis,“ welche beide Geschichten aus der Gegenwart behandelten. Die Rose von Dissentis schildert die furchtbaren Kämpfe in Graubünden im Winter 1798/99 und hält sich genau an die historischen Ereignisse. Daß in der Nebenhandlung eine romantisch angehauchte Fabel geht, die das Schicksal zweier Liebender miteinander verknüpft, mochte die Geschichte dem Leser umso begehrenswerter machen. Auch der „Flüchtling im Jura“ stellt eine Verbindung von Geschichte und Fabel dar, wenn auch letzteres Moment hier stärker betont ist. Der Flüchtling ist ein junger Graubündner, der nach dem Franzosenmord in Dissentis einen ruchlosen französischen Offizier erstochen zu haben glaubt. In seinem Zufluchtsort im Jura begegnet er demselben Mädchen, das er einmal in Dissentis kurz sah. Starke Neigung für einander wird zu ebenso starker Liebe. Aber ein Brief enthüllt, daß der vom Flüchtling vermeintlich Getötete der Stiefvater des Mädchens ist. Eine Scheidewand trennt nun die Liebenden. Als aber der Totgeglaubte selbst erscheint, um den Helden abermals zum Zweikampf zu fordern, da scheitert sein Vorhaben an dessen Großmütigkeit und wieder können zwei liebende Herzen sich vereinen. — Darstellerisch ist namentlich die meisterhafte Charakterzeichnung der alten Wahrsagerin hervorzuheben.

Bedeutungslos ist Zschokkes dramatisches Schaffen. Seinen „Abelino“ haben wir bereits genannt. Dieses Räuberdrama, das durch den „Göz“ beeinflusst ist, erlebte trotz seiner Nichtigkeit ungezählte Auflagen. 1804 erschien in Zürich „Hippolyt und Roswida,“ Schauspiel in vier Aufzügen. — Bedeutend und von großem Einfluß war Zschokke dagegen als Tendenzschriftsteller. Im Jahre 1817 erschien „Das Goldmacherdorf, eine anmutige und wahrhaftige Geschichte für gute Landschulen und verständige Leute, von Heinrich Zschokke.“ Das Bild vom „Goldmachen“ hatte Zschokke, wie wir bei der Betrachtung des Schweizerboten zeigen werden (siehe S. 134) schon dort in der Einleitung seines Blattes gebraucht. „Das Goldmacherdorf ist eigentlich nur für schweizerische Landleute berechnet,“ sagt Zschokke in seiner Selbstschau,¹³ „war indessen in Frankreich, Italien, und sogar in Rußland verbreitet. In Nachdrucken von Lieder- und Bücherhändlerern, an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfer eingeschmuggelt, wo es seinen Ehrenplatz zwischen

¹³ Selbstschau. I. S. 286.

Eulenspiegel, der schönen Melusine und dem gehörnten Siegfried erhielt.“ Wüest fällt über das Goldmacherdorf ein ungerechtes und einseitiges Urteil.¹⁴ Zschokke wollte in dieser Geschichte über den rationellen, wirtschaftlichen Betrieb eines Bauerngutes belehren und namentlich gegen Trunksucht, Arbeitscheu und Aberglauben kämpfen. Gerade die naive Art, in der er es tut, war dem Volke eindrucksvoll. Die Hauptsache ist, daß eine Tendenzschrift ihre Tendenz erfüllt; es kommt nicht in erster Linie darauf an, daß sie nach allen ästhetischen Gesetzen aufgebaut ist. — Von etwas geringerem Wert ist die zweite Tendenzschrift Zschokkes: „Die Branntweinpest, eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre, für Reich und Arm, Alt und Jung. Aarau 1837.“ Im Berner „Volksfreund“ 1837 No. 48 sagt Reithardt in seiner Recension¹⁵: „Der Bauernspiegel umfaßt, wie unsere Leser wissen, die ganze Schattenseite des Bauernlebens, und sein Verfasser (Gotthelf) konnte daher die einzelnen Gebrechen nicht erschöpfend in allen Richtungen verfolgen und beleuchten. Seine Aufgabe ging dahin, die Hauptwirkungen dieser Gebrechen darzustellen und ein Gesamtbild zu liefern, in welchem ein Inbegriff von Anschauungen und Erscheinungen lag, deren jede einzelne wieder Stoff zu einem frischen Buche geben konnte. — Ein solcher Stoff ist nun von Vater Zschokke aufgegriffen und auf sehr verdankenswerte Weise verarbeitet worden, wie sich das von einem Volkschriftsteller, den die Eidgenossenschaft schon seit dreißig Jahren hoch verehrt, wie sich das vom Verfasser des Goldmacherdorfes, der Schweizergeschichte und des Schweizerboten, dieses eigentlichen Apostels und Vorboten schweizerischer Nationalunabhängigkeit, von selbst erwarten ließ.“ Und an einer andern Stelle gibt derselbe Reithardt über Zschokke, ihn zwischen Pestalozzi und Gotthelf stellend, folgendes allgemeine Urteil ab¹⁶: „Weder Pestalozzi noch Zschokke haben das Volk in der Art aufgefaßt und geschildert wie Jeremias Gotthelf. Beim Ersten tritt als allgemeine Kommunale und Häusliche in großartigen Conturen hervor, und das Persönliche ist nun im Dienst dieser Lebenskreise profilhaft gezeichnet, und teilweise ausgemalt. Zschokke, wenn er fürs Volk schreibt, produziert nur erzählende Abhandlungen zu bestimmten, überall ausgesprochenen, sittlichen und gemeinnützigen Zwecken, und läßt die Person ohne scharfes Gepräge ledigerdings für oder gegen diesen Zweck handeln.“ — Drei Jahre vor Zschokkes Tod 1845 erschien seine dritte bedeutendere Ten-

¹⁴ E. Wüest. S. 88/89. ¹⁵ Rud. Hunziker, Jeremias Gotthelf und J. Reithardt in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 42. ¹⁶ Rud. Hunziker. S. 65.

denzschrift: „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden, ein Feierabendbüchlein für Lehrlinge, verständige Gesellen und Meister.“ (Aarau 1845). Wenn diese Geschichte in ihrer Art und Tendenz nicht gerade viel Neues gegenüber den beiden früheren bringt, so ist sie doch als Novelle bemerkenswert. — Zschokke war wie als Journalist, so auch als Dichter Volkschriftsteller. Er wollte und konnte nur populär wirken. Aber gerade diese Eigenschaft hat ihn zu seiner Zeit so über alle Maßen beliebt und gelesen gemacht. R. M. Meyer stellt ihn neben Hebel und nennt ihn einen Volksaufklärer, „allerdings eine Perle wie ‚Kannitverstan‘ wäre ihm nie gelungen. Aber im Vortrag schwankhafter Abenteuer, in der Kunst, eine ernste Mahnung dem Leser freundlich, ans Herz zu legen, wetteifert er mit dem unvergleichlichen Meister der Dialektdichtung.“¹⁷ — Die poetischen Arbeiten Zschokkes fanden in Deutschland eine so freundliche Aufnahme, daß man sich überall um seine Mitarbeit bemühte. So enthalten das „Rheinische Taschenbuch“: „Der Narr im 19. Jahrhundert“ und die „Erholungsstunden für geistige Erheiterung“: „Das geheimnisvolle Nachthäubchen“ (1828). — Seine ungezählten, und verschiedenartigsten Arbeiten hier zu besprechen oder nur zu erwähnen, hätte keinen Wert. Wir nennen nur von seinen Novellen die bekanntesten. Solche, wie „Die Walpurgisnacht,“ „Der Blondin von Namur,“ „Erzählungen im Nebel,“ „Die isländischen Briefe“ gründen sich auf wirkliche, teils in alten Chroniken, teils in mündlichen Überlieferungen bewahrte Sagen. Im Winter 1801/02 entstand „Mamontade“ eine moralisch und philosophisch angehauchte Erzählung. — Die Novellen „Die Gründung von Maryland,“ „Die Irrfahrten der Philhellenen,“ „Florette oder die erste Liebe Heinrich IV.“ und „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ haben alle historischen Hintergrund.

Schließlich möchten wir noch auf Zschokkes Autobiographie die „Selbstschau“ hinweisen. Sie gibt uns wertvollen, wenn auch nicht völlig objektiven Aufschluß über das Leben des Dichters. Es ist ja eine allgemeine Tatsache, daß einem Autobiographen meist der nötige Abstand von sich selbst fehlt, um über sich und sein Schaffen ein Urteil fällen zu können. Und so kommt es, daß Zschokkes Zeitgenossen und auch die Nachwelt über manches vielfach anders dachten und denken, als es Zschokke in seiner Lebensbeschreibung getan hat, die eben an manchen Stellen eine Selbstverteidigung ist und als solche der Umwelt und den

¹⁷ R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhundert. Bondi, Berlin 1923. S. 13.

Mitmenschen nicht gerecht zu werden vermag. Curt Wüest hat in seiner Dissertation auch die „Selbstschau“ einer Kritik unterworfen, die sicherlich dazu geführt hat, in manchen Punkten das Urteil über Zschokke in dieser oder jener Hinsicht zu überprüfen. Dabei ist er allerdings ins Extrem der Überkritik verfallen und hat namentlich einen Ton angeschlagen, der einem zu impulsiven Subjektivismus entspringt. Überkritik führt natürlich ebenso zu Trugschlüssen, wie ein zu günstiges Vorurteil. Wenn wir daher da, wo wir den Eindruck hatten, daß Zschokke Unrecht getan werde, ihn in Schutz nehmen, so geschieht es deshalb, weil wir auch in der Literaturgeschichte der Objektivität das Wort sprechen möchten.

Aber außer Sauerländer und Zschokke, deren Leben und Bedeutung wir soeben skizziert haben, bildete vor allem die aargauische Kantonschule, welche den deutschen Flüchtlingen auch eine Existenzmöglichkeit bot, die Anziehungskraft. Diese sollte auf Jahrzehnte hin der Mittelpunkt deutschen Geistes- und Literaturlebens werden.
